Die „Nonnenhaube“ als neueste Mode.

Wenn die Putzmacherinnen ihren schönen Kundinnen einen mit Federn ausstaffierten Kopfschmuck liefern, der die Siegesfeier eines Indianerhäuptlings auf dem Kriegspfade übertrifft, warum sollen sie da nicht zur Abwechselung auch eine sanfte zarte Form bringen?

Von diesen Erwägungen ausgehend, bieten die amerikanischen Modeschöpfer eine eigenartige Neuheit dar, die sich bereits großer Beliebtheit erfreut: die Nonnenhaube. Freilich ist diese Haube in recht kostbarer und „weltlicher“ Art umgestaltet. Statt eines einfachen schlichten Tuches hat sie eine Umrahmung von silbern schimmernden Spitzen, die in einer breiten Kante sich um das Gesicht schmiegen; sie ist mit kunten Steinen besetzt. So erinnert diese anmutig um den Kopf gelegte Haube kaum noch an ihr Vorbild, nach dem sie unnötigerweise genannt ist. Nur Damen mit einem schmalen, ovalen Gesicht werden die neue Tracht tragen können; zu einem Madonnenscheitel und großen etwas schwermütigen Augen, die unter dem feinen, leuchtenden Dache der Spitzen hervorlugen, paßt sie entzückend und verleiht dem Gesicht eine geschlossene Harmonie.

Der Damengruß durch Hutabnehmen.

Das anmutige Neigen des Hauptes, mit dem die Damen zu grüßen pflegen, und wodurch sie sich reizvoll von den Herren und Rittern unterscheiden, geht angeblich seinem Ende entgegen. Wie man uns aus Newyork mitteilt, werden wir in Zukunft nur noch einige wenige ältere Damen erblicken können, die sich im Gruß von den Herren der Schöpfung unterscheiden. Denn die fortschrittlichen Frauen, die allenthalben Gleichberechtigung den Männern verlangen, wollen auch das Recht haben, die Herren der Schöpfung auf der Straße durch Hutabnehmen grüßen zu dürfen. Natürlich sind es die Radikalsten unter allen Frauenrechtlerinnen, die das beanspruchen, jene Gattung von Frauen, die in ihrem Aeußeren immer mehr und mehr dem Manne ähnlich werden will. Den Grund zu dieser Forderung müssen wir in den Gerichtssälen Amerikas suchen. In Newyork gibt es nämlich bereits eine ziemliche Anzahl weiblicher Rechtsanwälte, die gleich ihren männlichen Kollegen die Verteidigung bei Gericht vornehmen. Diese Damen behielten natürlich ihre Hüte auf, auch dann, wenn der oberste Gerichtshof den Saal betrat. Nun fordert aber der Respekt vor dem Gesetz, daß jedermann sein Haupt vor den Richtern und dem obersten Gerichtshof entblöße. Die männlichen Anwälte taten es natürlich, sie verlangten aber kürzlich, daß die weiblichen Anwälte in dieser Beziehung ihnen gegenüber kein Vorrecht haben dürfen. So hat der Polizeichef von Newyork befohlen, daß auch die weiblichen Anwälte sich im Gerichtshof und dem Gerichtsgebäude der Kopfbedeckung entledigen. Was innerhalb des Forums des Gerichtes recht ist, so meinen die radikalen Frauenrechtlerinnen, ist auf der Straße billig. Sie, die ja doch nur die einfachste Art der Kopfbedeckung wählen und aus praktischen Gründen kurzes Haar tragen, können leicht dafür eintreten, daß die Damen durch Abnehmen des Hutes gleich den Herren grüßen sollen. Der andere Teil der Frauen, der noch eitel ist, und der bei aller Intelligenz und allem Fortschritt dem männlichen Geschlecht doch noch gefallen will, wird sich dagegen wohl ganz energisch sträuben.

Der Tag der Witwen in Korea.

In allen Ländern, in denen die europäische Zivilisation noch nicht ihren Einzug hielt, ist das Los der Witwen wenig beneidenswert. Mit dem Tode des Mannes dort für die Frau das Leben auf; sie muß sich zurückziehen und sich einem bald lächerlichen, bald beschämenden Zeremoniell fügen. Auch in Korea ist die Witwe vom Leben abgeschnitten, aber wenigstens an einem Tage, am 15. September, darf sie sich vergnügen, soviel sie will. Alfred Turner beschreibt den Kiómo-ge-ó, den Tag der Witwen, in seinen „Unrodden fields of Asia“ folgendermaßen:

„In der Frühe des 15. September — denn man hält in Asien die tödliche Sitte des rechtzeitigen Aufstehens inne — zieht durch Söul eine stattliche Reihe geldgekleideter Weibchen, um sich in einen der riesigen Tempel zu begeben, an denen die Stadt so reich ist. Es sind Frauen in diesem langen Witwenzug, die in kaum die Kinderschuhe ausgetreten haben mögen, und verhutzelte, mühsam humpelnde Weibchen, deren Runzeln selbst unter der fingerdick aufgeschmierten Reispaste sichtbar sind, die dem Gesicht die Starre einer Maske gibt. In dem Tempel verbrennen sie eine papierne Opfergabe, einen kleinen Götzen, der den Namen „Dämon der Witwen“ führt. Dann nehmen sie ein kleines Städchen, an dem ein Glöckchen befestigt ist, und läuten sich langsam auf einen Marktplatz, auf dem allerlei Buden aufgeschlagen sind, die Zuckerwerk und Blumen feilbalten, die den Witwen sonst streng verboten sind. Bei dem günstigen Wetter — im September herrscht in Korea Hitze — bleiben die Damen zunächst im Freien sitzen, nur die älteren nehmen Platz in den Teehäusern, die den Markt umkränzen. Nun entwickelt sich ein Trubel, wie er stärker nicht in europäischen Vergnügungsetablissements ist. Männliche Gäste finden sich ein — und eine allgemeine Schmauserei von allerlei Delikatessen, das Trinken von unzähligen Tassen Tee ist die Folge. Gaukler treiben ihr Wesen, und Verkäufer von allerlei Dingen drängen sich durch die Menge, in der die holde Weiblichkeit überwiegt.

Aber ich muß die Damen in Schutz nehmen. Man hört nicht viel Lärm, was sehr in Erstaunen setzt, aber selbst die mongolische Freude hat etwas Gedämpftes, Zivilisiertes an sich. Und dieses geräuschlose Durcheinander-Kribbeln erinnert an einen großen Ameisenhaufen, dem nur die Königin fehlt. Wenn die Mittagsstunde hereinbricht, zerstreuen sich die Witwen in die Theater, die niemals so gute Geschäfte wie an diesem Tage machen. Die Stücke sind immer lustig, denn die Darsteller, die den Dialog improvisieren, mutmaßen mit Recht, daß die Witwen schon sonst genug Trauriges erleben und an diesem Tage das Recht haben, sich auszutoben. Der Inhalt der Stücke ist schlecht wiedergegeben, denn man kann auf asiatischen Bühnen Szenen leben, die auf den zügellosesten Pariser Bühnen schamvoll von dem schnell fallenden Vorhang angedeutet werden. Wenn der Tag sich neigt, werden die Witwen ausgelassener. Man sieht sie Reiswein, ein sehr berauschendes, aber sehr schmeckendes Getränk, in großen Tassen herunterstürzen . . . und manche lustige Witwe muß sich an den Wänden nach Hause tasten. Die jungen und schönen Witwen aber trippeln heimlich durch dunkle Gäßchen ihrem Heim zu. Schüchtern läutet ihr Glöckchen, denn das ist das Zeichen, daß sie noch keinen Kavalier gefunden haben, der, was der 15. September erlaubt, die Schöne nach Hause begleitet. Und der Rest ist dann nicht mehr zu erzählen.“

Doch schon der andere Morgen findet die Unglücklichen vor dem Hausaltar, vor dem sie sechs Stunden des Tages beten müssen, um die Seele des Gatten aus dem Feuer des Teufels zu retten. Und die Tränen, die sie in einem Kriglein sammeln, mögen wohl ach sein, wenn sie auch mehr dem gestrigen Tage nachgeweint werden als dem Gatten, welcher der Tränen bedarf, um auf den wasserlosen Wegen des Jenseits nicht zu verschmachten.

Das Männerideal der Japanerin.

Das Ideal, das die Frau vom Manne hat, ist ein wichtiges Charakteristikum ihres eigenen Wesens, und deshalb gibt uns vielleicht nichts mehr Aufschluß über die Wünsche und Hoffnungen des schönen Geschlechts, als die Forderungen, die seine Vertreterinnen an den Zukünftigen stellen. Wie ihre Schwestern im fernen Osten in dieser wichtigen Angelegenheit denken, können unsere Damen aus den interessanten Angaben einer japanischen Zeitschrift erfahren. Dieses in Nippon weit verbreitete illustrierte Blatt, das den Titel „Sputujo Gwabo“, d. h. „die tugendhafte Frau“, führt, hat an seine Leserinnen eine Umfrage verteilt, und als Resultat der zahlreichen Antworten 17 Eigenschaften aufgestellt, die die Japanerin vom Manne verlangt, wenn sie in ihm einen liebenswerten Genossen und einen guten Ehemann erblicken soll. Folgende Bedingungen hat der Mann auf Grund dieser „idealen Forderung“ zu erfüllen: 1. Er darf nicht geizig sein; 2. darf sich nicht zu viel um seinen Anzug kümmern; 3. muß ein männliches Aussehen haben; 4. darf sich im Verkehr mit Frauen nicht allzu vertraulich zeigen; 5. muß sich die Mühe nehmen, den Frauen alles, worum sie ihn fragen, genau auseinander zu setzen; 6. er soll entschlossen und geistesgegenwärtig sein; 7. er muß ein Ideal haben; 8. den Frauen die Sorge für die Verwaltung der Geldangelegenheiten in der Familie überlassen; 9. er darf sich niemals in der Küche zeigen; 10. niemals die Frisur oder die Toilette der Frauen kritisieren; 11. er darf nicht seine Zeit damit verdringen, der Gattin seine Wünsche dinstlichst des Menus oder in andern Geschmacksfragen zu eingehend auseinanderzusetzen; 12. darf sich nie in die Angelegenheiten der Frauen mischen; 13. er darf nicht nach längerer Bekanntschaft der Frau zum Gegenstand des Ekels werden; 14. er muß bei der Tugend der Barmherzigkeit ausüben; 15. darf nicht zu häufige und zu lange Sitzungen beim Sake abhalten; 16. nicht in seine eigene Person verliebt sein und 17. nicht zu eifersüchtig werden. Das sind die Hauptvorzüge, die die „tugendhafte Frau“ in Japan von dem Ideal eines Mannes, wie ihn jede begehrt, verlangt.

Lustige Ecke.

Aus der Schule. Im Unterricht werden die so unbeliebten Mahnbriefe durchgenommen. Um sich vom Erfolg seines Vortrages zu überzeugen, beauftragt der Lehrer seine Schüler, einen Mahnbrief an den Kaufmann Schmatzel in Xburg über drei Säcke gelieferten Kaffee zu richten. „Hat noch einer eine Frage zu stellen?“ Keiner rührt sich. Da endlich hebt der kleine Moritz seinen Finger. „Nun?“ — „Herr Lehrer, sollen wir nicht gleich mit dem Gerichtsvollzieher drohen?“

Jeder Vogel hat verschiedene Federn, wir aber haben Edelstraußfedern.

Edelstraußfedern.

Solche kosten:
40 cm lang, 20 cm breit, nur 10.— Mark,
50 „ 20 „ „ 15.— „
60 „ 25 „ „ 25.— „
Schmale Feder 40—50 cm lang 1., 2., 3 Mark.
Alle Federn schwarz, weiß u. farbig, fertig u. Aufziehen, nur wir haben sie!
Messe, Dresden, Scheffelstraße.
Zurückgesandte Blumen i. Karton voll nur 3 Mark.

Augm.

Man muß sich zu helfen wissen. Der Kellner, der den Herrn aus Leibeskräften auf seine kochende Suppe pusten sieht, eilt dienstfertig herbei: „Einen Moment, mein Herr, ich stelle den Ventilator sofort nach der Richtung Ihrer Suppe ein . . .“

Der Schlauberger. Die Abenddämmerung wirft bereits tiefe Schatten über den Stadtpark, und im Dunkel der Bäume haben sich Pärchen auf den Bänken niedergelassen. Zwei Liebende nähern sich einer Bank. „Da können wir uns nicht hinsetzen, Wilhelm,“ sagt plötzlich das Mädchen, „da ist ja frisch gestrichen.“ „Laß gut sein, mein Liebling,“ antwortet er, „den Zettel habe ich ja nur hingelegt, damit uns niemand das lauschige Plätzchen wegnimmt.“

Im Ueberfluß. „Gnädiger Herr, es ist ein Mann draußen, der eine Rechnung bringt.“ „Sagen Sie, die können wir nicht brauchen, davon haben wir genug.“

Merkwürdig. „Die beiden Herren sprechen doch aber sehr gut Esperanto — warum verstehen sie sich denn nicht?“ — „Ja, der eine spricht eben das französische und der andere das ostpreußische Esperanto!“

Der Wohltäter. Bräutigam (beim Abschied auf dem Bahnhofe): „Wir können noch etwas beieinander bleiben, der Stationsvorsteher teilte mir eben mit, daß der Zug mit zwanzig Minuten Verspätung abfahren wird!“ — Braut: „Wie lieb . . . paß zu dich auch bedankt?“

Oekonomisch. Arzt: „Die Gesellschafterin hat mir geklagt, daß sie keinen Appetit hat — ich werde ihr mal etwas verschreiben!“ — Gattin: „Na, warte bis morgen! Heute habe ich gerad' ein paar Täubchen gebraten — die essen wir alleein auf!“ (Fl. Bl.)

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 39: Mislungen (Miß-Lungen).

Richtige Lösungen gingen ein 14. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 26. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: M. Müller, Fritz Dietz, Frau M. Rejahl, Marga Brix, Karl Behrends, Otto Lange, Fritz Fischer, Max Walther, C. Winkler, Pl. Müller, Fra. Schmidt, Emmy Schmidt;

von auswärts: H. Burghardt, Schorkwitz, Luise Rühlemann, Ermsleben.

Die Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

entfiel auf Luise Rühlemann, Ermsleben.

Reihenrätsel.

Nakdimtmednumdthagweindrung
Minehrzeknadtsireugtnlagk
Ankdtimerdattasdtisnemitar

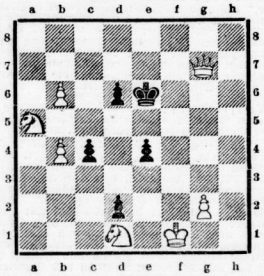
Die Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, die durch Umstellung sinngemäße Wörter bilden. Das Ganze ergibt einen Sinnspruch.

Prämie: Melodienkranz fürs deutsche Haus.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Schachaufgabe.

Von G. Braungart.



Weiß. (7+5)
Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 38.
Zweizüger von J. Minckwitz.
W. Kg4, Dc8, Se8, g5, Td4. — Schw. Kg7.
1. Dc3, beliebig, Td5 oder d8 matt.

Amtliches Organ des Polizei-Präsidiums für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Ruck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 40 — Halle a. S., Sonntag, den 5. Oktober — 1913

Hübsch sein ist gut,
Doch besser ist gut sein.
Du Hübsche, nur Mut:
Man kann auch hübsch und gut sein.

Theodor Dulmchen.

Wandervögel.

Von A. Trinius.

Herbstwind geht heute über das märkische Land. Bald atmet er mit wilden, hastigen Stößen einher, dann wieder singt er leise über die abgeräumten Felder, den Kiefernwald und das halb im Sande eingegrabene Dorf wie im Liede. Ein Lied vom Abschiednehmen und Vergehen. Krähen flügeln in der grauen Luft, unruhige, häßlich-dunkle Flecken. Zuweilen vernimmt man in dem Grau ziehender Wolken das Lärmen und Schreien südwärts ziehender Wandervögel. Auch jetzt wieder streicht wie ein Wolkenschatten ein Trupp Wildgänse über die Landschaft hin.

Am Waldesrande, wo die Aecker mit Lupine und Buchweizen angrenzen und der Blick auf das Dorf ein Stückchen tiefer fällt, da halten ein paar junge Menschenkinder. Sie stehen im Schatten der ersten Bäume, zwischen denen stachlige Wachsdolern kerzenförmig ragen. Bursch und Mädchen ruhen Brust an Brust, und wenn die Lippen satt des Küssens sind, dann finden sich die Blicke und tauchen von Seele zu Seele ein. Das Lärmen der Zugvögel hat beide aufschauen gemacht. Ein tiefer Schmerzenszug gleitet über das hübsche Gesicht des braunen Mädchens.

„Dort hinüber geht du nun auch . . .“ spricht es leise, „ach, wer da mit könnte! Für immer, für immer!“ Tränen stürzen ihm plötzlich über die Wangen und es birgt den Kopf an der Schulter des Burschen.

„Warum willst du nicht mit? Tu' es doch, Marie! Seit einer Stunde bitt' ich darum. Mein Urlaub geht zu Ende; gute Arbeit habe ich drunten gefunden; wie lange noch, und ich kann mich selbständig machen. Und was die Hauptsache ist: lieb haben wir uns. Die Treue haben wir uns all die Zeit gehalten. Die langen Jahre. Hier im Dorfe kann ich doch nicht bleiben. Und du? Wer hält dich? Willst du warten, bis wir alt und grau geworden sind?“

„Fritz! Lieber, lieber Fritz! Was ich bin, was ich habe . . . dein ist alles. Soll ich aber den Vater allein lassen? Sein Wille ist dagegen . . .“

„Aus Eigennutz! Aus Bequemlichkeit! Und dann . . .“

Ein flehender Blick sucht den Burschen auf. Dann erwidert sie leise:

„Geh' ich, folge ich dir, dann sinkt er noch tiefer. Dann verliert er das Letzte. Darum muß ich bleiben, so lange es Gott gefällt. Es ist ja nicht Trotz, Fritz! Aber etwas Kinderliebe steckt noch in mir . . . die läßt mich nicht fortgehen . . . so heiß es mich auch drängt, dir nahe zu sein.“

„Die Stadt drunten ist groß. Du fändest leicht einen Dienst, bis wir soweit sind, daß wir heiraten. Mehr kann ich dir nicht sagen. Dein Vater . . . hm! Der vermißt dich nicht. Wenigstens sein Herz nicht. Das andere im Hause macht auch die Nachbarsfrau.“

Marie hat sich von der Brust des Geliebten losgelöst. Nur seine Hand hält sie noch fest. Ihre verweinten Augen gehen hoch zu den Wolken.

„Wüßtest du, Fritz, wie gern ich gleich mit dir käme! Hier bin ich eine Tote. Die Sonne fehlt mir, seitdem die Mutter starb.“

„Wenn ich nicht müßt', was du für ein elendes, einsames Leben führst, ich drängte wahrlich nicht. Ich wollt' warten, bis ich sagen kann: nun kommt! Nun werden wir Eheleut'! Aber du dauerst mich — du bist viel zu schad' für daheim!“

„Fritz!“

„Und es ist doch so! Am End' muß jeder für sich selbst sorgen! Was hat dein Vater gegen mich? Er kann nichts haben!“

„E kann's nicht vergessen, Fritz! Daß dein Vater damals den Prozeß gegen ihn gewann, das ist sein Elend geworden. Dein Vater starb und der meine sank immer tiefer.“

„Weil's in ihm steckte, weil er nie recht aus Arbeiten gedacht hatte. Deine selige Mutter und dann du haben euch über dem Wasser gehalten. Er aber schwamm lustig drüber hin.“

Eine kleine Pause entstand. Leise sang der Wind über die müden Aecker und harfte über beiden in den dunklen Kronen. Vom Dorfe her bob jetzt die Glocke an. Das Abendläuten setzte ein. Das junge Paar stand still neben einander, einer den Arm um den anderen geschlungen. Dann hob plötzlich der Bursch den Kopf seiner Liebsten sacht empor und blickte ihr tief in die Augen. Ein Wehe stand in seinen Zügen. Er streichelte ihre Wangen und glitt über ihr volles braunes Haar.

Gedenktage der Woche.

5. Okt. 1908 Bulgarien wird in Tirnowa zum Königreich ausgerufen.
6. Okt. 1821 Jenny Lind, berühmte Opernsängerin *
* 1892 Alfred Tennyson, engl. Dichter †
7. Okt. 1770 Karl Freih. vom und zum Stein, preuß. Staatsmann *
8. Okt. 1669 Rembrandt van Ryn, niederländ. Maler †
1889 Jakob v. Tschudi, Naturforscher †
9. Okt. 1814 Giuseppe Verdi, Tondichter *
1841 Karl Schinkel, Architekt †
10. Okt. 1813 Blüchers Avantgarde, lauter Russen, trifft in Halle ein.
1861 Fridtjof Nansen, Nordpolforscher *
11. Okt. 1531 Ulrich Zwinglis Tod.
1813 Blücher, Yorck und Gneisenau beziehen für mehrere Tage Quartier in Halle, ebenso Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, und Prinz Friedrich. Gegen 3 Uhr nachmittags kam Blücher in Halle an. Er wurde, als man ihn in den Kleinschmieden erkannte, mit Hurra begrüßt.
1870 Erstürmung von Orleans.
1899 Die Buren überschreiten die Grenze von Natal.

„Ist's dein letztes Wort, Marie? Komm mit! Mit dieser Hoffnung kam ich diesmal den weiten Weg von Süddeutschland her, dich mitzubringen. Willigt der Vater nicht ein — so laß dein Herz sprechen.“

„Das spricht immer, Fritz, immer. Aber es teilt sich. Und könnt' du schlecht von mir denken, wenn es noch einen Rest von Kindesliebe in sich trägt? Ich glaube — nimmer!“

„Du hast Recht und hast Unrecht. Aber schwer, schwer machst du mir das Fortgehen. Es ist der letzte Abend, den wir zusammen haben. Wir haben Mondschein und die Nacht wird ruhig und klar. In ein paar Stunden habe ich die Bahnstation erreicht und fahre mit dem ersten Morgenzuge nach Süden. Vielleicht — wenn du mir noch etwas zu sagen hast — kommst du gegen zehn Uhr draußen ans Dorf — bei der Hufschmiede will ich warten — zum letztenmale — dich sehen —“

Sie schlug die Hand vor die Augen und leise kam es über ihre Lippen:

„Ich werde kommen — Lebewohl dir zu sagen.“

Hand in Hand schritten sie noch ein Stück am Waldesrande hin. Das verdorrte Heidekraut raschelte zu ihren Füßen und der Abendwind wehte ihnen gelbe Blätter von den Birken zu, die seitlich den Pfad begleiteten. Bei einem aus dem Walde sich hervorwindenden Holzweg trennten sie sich. Während der Bursch noch ein Stück den Waldsaum weiter verfolgte, huschte Marie im Schutze einer Hecke dem Dorfe zu. — —

Es dämmerte bereits, da sie die Dorfstraße erreicht hatte. Aus der Schenke, deren niedrige Fenster bereits erleuchtet waren, klang wüster Lärm. Rohes Lachen mischte sich mit dem Schlagen auf die Tische, mit Gläserklirren und Johlen. Ein halbes Fenster war geöffnet, und aus dem Innenraum quoll widriger Geruch von Tabak und Alkohol gemischt. Aus den Lärmenden erkannte Marie die Stimme des eigenen Vaters an deutlichsten. Ins flog wieder ein höhnisches Schimpfwort zu ihm, das er mit einer wüsten Drohung erwiderte.

Marie wechselte die Farbe. Ein Rot lief über ihr Gesicht. Schen blickte sie sich um, ob ein Straßenzeuge das vernommen, was ihr das Blut ins Gesicht trieb. Dann eilte sie rascher denn bisher die Straße weiter, bis sie das armselige Häuschen erreicht hatte, das sie mit dem Vater allein bewohnte. Sie schloß die Tür auf und trat in das Stübchen. Der Mond war inzwischen höher gestiegen und seine ersten Strahlen zogen im Stübchen einen hellen Schrägstreifen über die Wand, wo über dem verblichenen Sofa das Bild der heimgegangenen Mutter hing. Auf dieses fiel zuerst der Blick der Eintretenden. Da schüttelte es ihr den jungen Leib.

„Mutter! Mutter!“ schrie sie jählings auf. Dann sank sie schluchzend auf dem Stuhl daneben zusammen.

Mit dumpfen Sinnen war sie nach einer langen Weile aufgewacht. Sie erhob sich, wandte sich dem Stalle zu, der längst rufenden Ziege das abendliche Futter zu reichen. Sie streichelte das freudig meckernde Tier.

„Hätt ich dich doch bald heut vergessen! Und wer soll dich pflegen, wenn —“ Sie machte eine abwehrende Bewegung über die Stirn, als wollte sie aufkeimende Gedanken verscheuchen. Sie ging zurück ins Haus und wandte sich der Küche zu. Sie wollte etwas genießen. Doch die Bissen würgten sie. So blieb sie unbeweglich sitzen, dem Schmerze ihres Herzens lauschend. Mehr als zwei Stunden mochten vergangen sein. Da zuckte sie blitzähnlich zusammen. Fluchend schwankte draußen jemand gegen das Haus. Der Vater. Er dröhnte gegen die Tür und fiel schwer nieder. Dann raffte er sich auf und versuchte wieder die Tür zu öffnen.

„O mein Gott!“ kam es bebend von den Lippen der Einsamen. Sie sprang auf, schritt eiligst durch den Hausgang und riß die Haustür auf. Torkelnd stand der Vater vor ihr.

Sie suchte ihn anzufassen, ihm zu helfen, die letzte Stufe zur Tür zu überwinden. Er aber lachte ihr voll ins Gesicht. Der volle Mondschein übergoß die jammervolle Gestalt des Alten, den Wut und Trunk zum Tiere gemacht hatten. Während die Linke noch immer sich fest hielt, hob sich drohend die andere Hand.

„Hahaha! Also — das nennst du Haus hüten — mit dem Kerl im Walde dich zu treffen — — Auch ich weiß alles — alles! Haß du vergessen, mich ihn hasse? — Alles hasse, was seinen Namen trägt! — Schlecht haben sie mich gemacht — schlecht — und du — du — komm nur heran — du —“ Ein gemeines Schimpfwort flog ihr ins Gesicht.

„Vater!“

„Ach, was! Lug und Trug alles! — Hinter meinem Rücken — hinter meinem Rücken — alles abgekartet — du — du —“

„Komm hinein, Vater! Die Nachbarn —“

„Ja hinein!“ Er nahm einen Anlauf und blieb jetzt auf dem Gange vor ihr. Er stierte sie an und zum zweiten Male schoß das harte Schimpfwort ihr ins Gesicht. Und dann traf ein schwerer Schlag seiner Rechten die mit einem halben Schrei Zurücktaumelnde.

„Da . . . du . . . du . . .“ Er riß die Stubentür auf und torkelte in den monderhellten Raum. Draußen aber lehnte Marie gegen die Wand. Keine Träne fand ihr Auge. Nur ein Zittern hielt den geschändeten Leib im Banne. Es rang und schlug wie mit Fäusten gegen ihr Herz, die letzte Schranke, zertrümmernd. Drinnen im Stübchen war es still geworden. Der Alte hatte das Sofa erreicht und war dort in einen tiefen Schlaf versunken.

Marie hielt den Atem an. Dann schlich sie in ihr Kämmerlein. —

Im geruhigten Mondesglanze lag die dörfliche Flur. Der Wald stand im Silberscheine und über die moorigen Wiesen schwebten im Ringelreihen geisternde Nebelfrauen.

Friedlich lag das kleine märkische Dorf im

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19131005023/fragment/page=0001

Jammer. Selbst in der Schenke waren die tollen Geister schlafen gegangen. Draußen unweit der Hufschmiede hielt im Schatten der Weiden, welche den nachbarlichen Teich umkränzten, Fritz. Eine Reisetasche stand neben ihm im Grase, der Stock lehnte gegen den nächsten Baum. Gespannt horchte er hinaus in die hingende Nacht, die alle Schönheit des Herbstes wieder einmal entfaltet hatte.

Jetzt spannten sich seine Züge. War das nicht ein Schritt gewesen? Huschte soeben nicht da drüben ein Schatten längs einer Mauer? So kam sie doch, noch einmal von ihm Abschied zu nehmen. Ein paar Herzschläge lang, dann stand das Mädchen vor ihm.

„Marie? Marie?"

Aufschluchzend sank sie an seine Brust. Jetzt erst bemerkte er, daß sie ein Bündel niedergelegen ließ. Sie suchte nach Worten, doch die innerste Erregung hinderte sie noch immer daran.

„Sanft strich er ihr über das Haar.

„Diesmal wird's ein harter Abschied!"

Da schüttelte sie den Kopf und hob ihn gegen das Licht. Ihre Augen suchten die seinen. Ernst, fast feierlich trafen ihre Worte ihn.

„Gott hat gesprochen. Gott hat entschieden, Fritz! Ich lasse dich nicht allein ziehen . . . ich komme mit!"

Ein halb unterdrückter Schrei unterbrach die Stille.

„Marie! Ist's wahr?"

„Er hat mich geschlagen . . . er hat mich entehrt! Da war alles aus. Die Nachbarin weiß Bescheid. Sie wird für ihn sorgen. Was mein ist, wird sie mir nachschicken. Ich nahm nur das Nötigste mit. Nun müssen wir zusammenhalten, Fritz! Für's Leben!"

„Und wie zwei Wandervögel aus der alten Heimat ziehen, uns dort unten eine neue zu gründen!"

„Gott wird segnen, was ich tun mußte, um meinetwegen, um unserer Liebe willen!"

Er küßte ihr die Tränen aus den schimmernden Augen. Dann hoben sie ihre Bündel auf und schritten Arm in Arm durch die schweigende Mondnacht. Sterne gaben ihnen das Geleit, und im Herzen sang die Liebe von kommenden Tagen der Freude.

Frieda.

Skizze von **Hugo Andresen-Wörishöffer.**

Wenn es regnete, durfte Frieda nicht im Garten sein; sofort ging sie zu der besorgten Mutter ins Haus. Ich blieb dann auch nicht im Garten. Ich meinte, daß Friedas Mutter und Nachbarn, die aus den Fenstern sahen, in meinem einsamen Dableiben erkennen würden, daß ich Frieda liebte; und das kann ein Junge von dreizehn Jahren doch gar nicht. Außerdem darf er es nicht. Ich rannte immer sofort schnell weg; so, als hätte ich ein eiligst zu gewinnendes Ziel, das zu erreichen mich ganz erfüllte. Aber hinter der Laube blieb ich stehen, verbarg mich im Springenbusch und sah immer hinauf zum Fenster, an dem Frieda sich zu schaffen machte. Manchmal, wenn ich mich sehen ließ, aus dem Versteck hervortretend, und zu ihrem Fenster frei und mutig hinaufblickte, lächelte sie mir zu. Ihre Mutter blickte wohl dabei einmal auf und sah ebenfalls zu mir hinunter. Dann fragte ich mich stolz, aber zweifelnd, ob wohl die freundliche alte Dame gegen meine Liebe zu ihrer Tochter nichts einzuwenden hätte. Aber immerhin, Frieda war drei Jahre älter als ich.

Als ich nach dem Regen wieder in den Garten kam, besprach ich mit ihr meine Meinung über die Billigung unserer Liebe von seiten ihrer Mutter. Da prustete sie laut los, drehte sich um sich selbst, daß die Röcke flogen, und klopfte mir mit beiden Händen einige Male ganz schnell auf die Backen. Das letztere empörte mich ganz besonders.

Ich ließ sie stehen und ging weg. Sie rief mich. Das war ein sehr schönes Gefühl. Aber ein schöneres noch, daß ich es überhörte und weiter ging. Ich wollte, sie sollte nochmals rufen; aber sie tat es nicht. Von einem Baum verdeckt sah ich mich heimlich um nach ihr; stehengeblieben war sie dann auch nicht. Das verdroß mich.

Als ich nach einer Stunde wieder erschien, kam sie in ihrem schnellen, flotten Gang auf mich zu und sagte: „Du, mein Ball ist mir schon wieder über die Planke geflogen."

Die Planke war hoch und mit spanischen Reitern gekrönt. Kein Junge überkletterte sie. Ich oft, seitdem uns Frieda dazu aufgefordert hatte. Und wenn sie jetzt kam und sagte, daß ihr Ball jenseits der Planke liege, dann blieb ich immer ganz ernsthaft, sah ihr ins Gesicht, ob auch ihre Mienen nichts verrieten. Denn immer war ich besorgt, gefaßt darauf, sie könnten mir einmal verraten: ich werfe den Ball immer über die Planke, damit du die gefährliche Reise wieder einmal machst, mir zur Freude, dir zum Stolz. Und das mußte, um Gottes willen, unausgesprochenes Geheimnis bleiben zwischen uns. Nur die pure Notwendigkeit, den Ball wieder zu holen, mußte sein.

Scheinbar gleichgültig und ganz uninteressiert holte ich ihn dann. Frieda blieb immer dabei stehen. All meinem Tun sah sie zu, legte besorgt ihre kleinen Hände an die Wangen und sagte wohl: „Du, du, o Gott, gib Acht, die scharfen, spitzen Eisen — wie ist das doch gefährlich!"

„Ach was, Quatsch", sagte ich dann, „daß nur auf, daß er nicht wieder hinüberfliegt!"

Zu meinem vierzehnten Geburtstage hatte sie mir ein Monogramm für meine Schülermütze gestickt. Das erfuhr ich von ihr, als wir uns auf dem Heimwege von der Tanzstunde in den Anlagen bei der Kirche küßten. Aber an meinem Geburtstag lag sie krank im Bett. Besuchen, um mir das Monogramm zu holen, durfte ich sie nicht. Sie hatte Scharlach, und es war auch nicht fertig. Nachdem sie gesund geworden war, fuhr sie zur Erholung zu Verwandten ins Gebirge. Dort blieb sie den ganzen Sommer.

Heimkehr.

Es schnauben die Rosse, die Brücke schwankt,
Der Bettler zieht den Hut und dankt
Für die geschenkten Heller.
Da liegt das Städtchen im Abendlicht,
Das sich auf hundert Scheiben bricht —
O schneller, ihr Rosse, schneller!

Das ist ja noch das alte Tor!
Hier ragt der alte Turm empor,
Die graue, verfall'ne Mauer!
Und drüber eine Wolke schleicht
Und leise, leise herniederstreicht
Ein flüchtiger Regenschauer.

Und das ist noch das graue Haus,
Am Fenster noch der Blumenstrauß,
Die grünen Läden offen;
Hier saßen wir selig Hand in Hand,
Und sahen hinaus in's weite Land
Mit trunk'nem Sehnen und Hoffen.

O Träume, in die sich mein Sinn verlor!
Was halten die Rosse hier am Tor?
Mich faßt ein eisiger Schauer,
Ich peitsche hinweg das treue Gespann,
Das unser Glück nicht vergessen kann,
Bis an die Kirchhofmauer.

Rudolf Gottschall.

In den schrecklichen Monaten, wo sie nicht da war, stand ich oft lange und lehnte an der Planke, die ich jetzt gar nicht mehr zu überklettern Grund hatte. Früher war alles immer lustig gewesen und ging heiter zu. Der neue Ordinarius kam oft am Gartenzaun vorbei. Einmal rief er mir zu: „Bist du bange, daß die Planke umfällt, weil du sie immer festhältst?" Die Jungens schrieben an die Wandtafel: Frieda kommt überhaupt nicht wieder!

Und als sie dann im Herbste wiederkam, hatte sie ein ganz anderes Kleid an, und ein junger Herr saß bei ihr im Wagen neben ihr; die Mutter ihnen gegenüber. Der hatte heiße rote Backen und lachte immer und neigte sich zu Frieda. Meine Mutter und ich wollten gerade ausgehen, als der Wagen vor dem Tore Halt machte. „Los, sei galant", rief meine Mutter, „mach' den Schlag auf, hilf den Damen beim Aussteigen." Friedas Mutter klopfte mir dankend auf die Backe und nannte mich den lieben, wohlerzogenen Jungen. Frieda war ganz verändert und suchte eine Verlegenheit unterdrücken zu wollen. Der Fremde Herr wurde meiner Mutter als Friedas Verlobter vorgestellt. Mir gab er die Hand und sagte: „Nun, Herr Obertertianer, immer fleißig?" Frieda lächelte nur.

Ich war ganz furchtbar traurig. Vergnügt sprach alles miteinander und lachte und ich konnte doch keinem sagen, warum ich so traurig war. Immer mußte ich Frieda ansehen. Da sagte sie: „Du bist aber riesig gewachsen in dem halben Jahr; findest du nicht auch, Mama?"

Lange blieb ihr Verlobter zu Besuch im Hause. Frieda hat nie mehr im Garten allein mit mir gespielt. Einmal traf ich sie allein da. Ich wollte ihr so viel, so sehr viel sagen, sie so vieles fragen, ihr unendlich viel versprechen fürs Leben — — — aber ich konnte nicht mehr so reden wie früher, und das kam durch ihr Wesen. Etwas war weg von ihr und sie tat so sonderbar. Abends weinte ich oft und dann schalt meine Mutter.

An einem wunderschönen Juliabend hatte ich mir fest vorgenommen, ihr alles zu sagen. Daß ich ihr treu bleiben würde, daß ich nie eine andere nehmen würde, obgleich sie sich jetzt verlobt habe, daß ich die ganze Nacht geweint hätte, als sie abends angekommen war mit dem frechen Bräutigam; und daß das Allerschlimmste das sei, daß sie eine veränderte wäre und mich immer so sonderbar anlächle. Sie stand vor der Tür. Ich hat sie, mit mir in die Laube zu gehen. Das wollte sie nicht. Ihr Bräutigam sei mit ihrer Mutter ausgegangen, sie könnten jeden Augenblick zurückkommen. Und wenn das ihr Verlobter sehen würde! Da war ich sehr stolz; der Bräutigam dürfte das nicht sehen, hatte sie gesagt. „Bitte, liebe Frieda, komm einen Augenblick mit mir in die Laube!" Sie tat's. Ich umarmte sie und wollte sie küssen. Da knarrten Schritte, und ihr Verlobter stand vor uns. Wir erschraken sehr und ich stand auf.

Frieda lachte plötzlich so sonderbar los, legte mir ihre rechte Hand um den Nacken, gab die linke ihrem Bräutigam und sagte, immer sich mit Gelächter selbst unterbrechend: „Ach nein, du, Max, der Junge ist doch zu lieb, kommt er mir hierher nachgeschlichen und bittet mich, ich solle doch mal einen Tennisball über die Nachbarplanke fliegen lassen, damit er ihn wieder holen kann . . . ."

Die gelbe Rose.

Humoreske aus dem Norwegischen von **Hans Günther.**

Es geht wunderlich zu hier in der Welt; manche Menschen kämpfen und quälen sich und sind „auf dem Platz" bei jeder möglichen Gelegenheit. Und was haben sie davon? Gar nichts.

Andere dagegen sehen die Sache mit Ruhe an, nehmen täglich ihre drei Mahlzeiten, trinken zu mindestens zweien ihr Bier, rauchen täglich für fünfzig Pfennig Zigarren und kleiden sich gut, ohne darüber nachzudenken, woher ihre guten Speisen und ihre guten Anzüge kommen. Und das Glück bleibt ihnen treu, so daß sie bald, ohne recht zu wissen, wie, angesehene, wohlhabende Bürger sind, mit allen möglichen Ehrenämtern und Auszeichnungen.

Das ist es, was man gewöhnlich „Schweineglück" nennt.

Karl hatte solch ein „Schweineglück" im höchsten Grade. Er war nie geneigt gewesen, sich irgendwelche Sorgen zu machen. Sein Vater war Schmiedemeister und wollte seinen Sohn sein Handwerk lehren; doch er starb an einem Brustleiden, ehe sein Sohn noch das erste Hufeisen geschmiedet hatte. Karl war ganz toll danach, in einem Laden hinter dem Tisch zu stehen und zu verkaufen, und es dauerte gar nicht lange, da kam ein guter Freund seines Vaters und nahm ihn in sein Geschäft in die Lehre.

Die Zeit verging, und Karl war schnell in seiner Laufbahn gestiegen und hatte sich selbständig gemacht. Er nahm eine Stellung ein in der Gemeinde und der Gesellschaft seiner kleinen Stadt, er lebte und ließ leben. „Darf ich Sie zu einem Glas Portwein einladen?" war sein Wahlspruch geworden.

„Du solltest dir mal ein bißchen Ferien nehmen, Karl", sagte eines Tages sein Freund, der Feuerwehrkapitän, zu ihm, „solltest mal hinüberfahren in die Hauptstadt und dich amüsieren."

„Meinst du wirklich? Ja, du kannst recht haben."

Und bald war die Reise beschlossen, und nach drei Tagen dampfte er ab. Bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof ließ er seine Sachen in das Hotel „Stadt Hamburg" ragen, während er selbst sich ein wenig in der Stadt orientieren wollte. An einer Ecke kaufte er von einer Blumenhändlerin eine gelbe Rose für sein Knopfloch, und dann sprang er auf eine Straßenbahn, um so einen Ueberblick über die Stadt zu bekommen. Auf einer Brücke stieg er endlich ab und betrat einen dicht daneben liegenden Kirchhof. Er fühlte sich physisch als Großmeropäer und nicht mehr als bescheidener Kaufmann des kleinstädtischen N.

Kaum hatte er den Garten der Toten betreten, als ihm eine elegante Dame mittleren Alters mit hübschem Gesicht und üppiger Gestalt entgegenschwebte; mit gesenktem Blick und geröteten Wangen grüßte sie freundlich, aber würdig, etwa wie die Königin von Saba den König Salomon.

„Mein Herr", sagte die Dame, und ihre Augenwimpern flogen in die Höhe wie eine rasch aufgezogene Markise und enthüllten ein Paar unbeschreiblich blaue, freundliche Augen, „mein Herr, schwören Sie mir, daß Sie nicht schlecht von mir denken, sonst verschwinde ich augenblicklich."

„Aber ich bitte Sie, was könnte ich von Ihnen wohl anderes als Gutes denken!"

Da hob sie wiederum die Wimpern, lächelte und sagte schelmisch: „Danke!"

„Mein Name ist Margarete Piper, geborene Schulz, ich bin seit zwei Jahren Witwe, mein Mann war Klempnermeister."

„Und mein Name ist Karl Müller, Kaufmann in N., Mitglied der Steuer- und der Bankkommission. Darf ich Sie vielleicht zu einem Glas Portwein einladen?"

Sie nahm dankend an, und sie schritten dem nächsten Café zu. Doch als sie den Kirchhof verließen, stand an einem Grabstein ein anderer Herr, der auch eine gelbe Rose im Knopfloch trug und dessen Gesicht Enttäuschung und Erbitterung ausdrückte.

Karl Müller leerte das erste Glas auf das Wohl seines schönen Gegenüber, das zweite widmete er den schönen Frauen im allgemeinen, das dritte der herrlichen Hauptstadt, das vierte dem Andenken des Klempnermeisters Piper. Und die Witwe schob ihren Stuhl ein wenig näher zu Karl heran, strich mit der vollen weißen Hand sanft über seine gelbe Rose und flüsterte:

„Das liebe kleine Symbol!"

„Verzeihung, das ist kein Symbol, das ist nur eine gelbe Rose, die ich an einer Straßenecke für fünf Pfennig erstanden habe, wenn man mehr kauft, läßt das Blumenmädchen sie gewiß noch billiger", erwiderte Karl.

„Aber sagen Sie mir nun, Herr Müller — doch ausrichtig — was denken Sie eigentlich von meinem dreifsen Schritt?"

„Ich bin entzückt, einfach entzückt, liebe Frau Piper! Darf ich Ihnen noch ein Glas einschenken? Prosit!"

„Nun, ich will nicht leugnen, daß Sie mir, so weit ich bisher beurteilen kann, sehr gut gefallen, aber bei einer so wichtigen Sache müssen wir uns doch wohl genauer über einander orientieren. Wollen Sie mich in meine Wohnung begleiten?"

„Gern, vielen Dank. Ich hatte sonst beabsichtigt, in „Stadt Hamburg" zu wohnen."

Während sie nach Frau Margaretens Haus wanderten, überlegte Karl, was wohl das Ende dieser Geschichte sein werde. Bei all seinen bisherigen Damenbekanntschaften war es noch nie einer eingefallen, sich über ihn „orientieren" zu wollen. Ach, dachte er schließlich, sie will mir gewiß einen Rest von dem Lager des seligen Piper für mein Geschäft in N. verkaufen. Als sie daher in das Eßzimmer mit frischen Blumen und einem Nußbaumbüfett traten, nahm er die Hand der jungen Witwe und sagte freundlich:

„Ja, liebe Frau Piper, wollen Sie mir nun die Fabrikate Ihres seligen Mannes zeigen? Ob ich sie gebrauchen kann, wird sich dann ausweisen."

Da wurde sie dunkelrot über das ganze Gesicht und sagte mit mildem Vorwurf:

„Was sagen Sie da, Herr Müller!" Doch in diesem Augenblick quckte ein halbwüchsiges Mädchen zur Tür herein, und sie rief: „Komm nur her, und bring auch Kurt und Emil mit!"

Und drei schmuck gekleidete Kinder traten ein. Frau Margarete legte die Hand aufs Herz und ihre Augen wurden feucht, als sie die Kinder und Karl ansah und bewegt sagte:

„Herr Müller, da sehen Sie meine Kleinen . . ."

„Ach, wie allerliebst, Sie müssen wissen, ich liebe Kinder so sehr!"

„Gott sei Dank! Das ist eine große Freude für mich . . ."

Dann wurde eine große Flasche Portwein hereingebracht, und Frau Margarete meinte, daß sie nun aber von „dem geschäftlichen Teil" reden wollten.

Karl verbeugte sich stumm, er wußte jetzt desto weniger, was er denken sollte. Doch die Witwe holte aus dem Schreibzimmer ein Paket Papiere, die sie vor dem erstaunten Gast ausbreitete.

„Sie sehen, das Haus gehört mir. Es ist auf 45 000 Mark taxiert und mit einer ersten Hypothek von 20 000 Mark belastet. Hier ist die Versicherungspolice. Mein Mobiliar ist mit 4000 M. versichert. Und hier die Abschrift des Testaments meines seligen Mannes und die Bescheinigung, daß die Kinder ihren Anteil bekommen haben, so daß alles das mir gehört."

„Aber liebe Frau Piper, Sie sind ja eine wohlhabende Frau!" rief Karl aus.

„Ja, dafür hatte ich mich ja vorher verbürgt."

„Verbürgt! Verbürgt! . . . In Karls Kopf ging es wie ein Mühlrad herum. Aber er beschloß, durch keinerlei voreilige Frage den natürlichen Lauf der Sache zu zerstören. Doch — der Mensch denkt und Gott lenkt! In diesem Augenblick wurde eine kleine Hand vorgestreckt, um die Dokumente zu sammeln, und daran schloß sich ein weißes, rundes, volles Handgelenk — da glitt ein rosiger Schimmer über Karls Augen, er vergaß seinen Vorsatz und zog Hand, Arm und alles, was dazu gehörte auf seinen Schoß herab und drückte Frau Margarete an sein ehrliches Herz, mit solcher Heftigkeit, daß der selige Piper, der in Kabinettsformat an der Wand über ihnen hing, im Begriff schien, die Augenbrauen zu runzeln.

Aber schnell fing die Witwe aus den himmlischen Regionen der Erotik zu den kühlen Tatsachen der Wirklichkeit herniederzieht, ordnete ihr etwas derangiertes Haar, glättete ihren Rock, setzte sich auf einen Stuhl für sich und fragte mit zärtlichem Blick, doch mit ernster Stimme:

„Und wie ist deine ökonomische Lage, lieber Karl?"

„Ja . . . a . . . hm . . . ich habe nur eine Steuerquittung über das letzte Quartal bei mir. Daraus kannst du ersehen, mein Engel, daß ich auf 6000 M. Einkommen eingeschätzt bin."

„Pf! lieber Karl, wer kann sich nach der Steuereinschätzung in einem Provinznest richten. Ein Mann, der heute 10 000 M. versteuern muß, kann morgen fallit sein. Nein, du mußt erlauben, daß ich an den Handelsverein in N. telegraphiere."

Karl erlaubte es, Margarete depeschierte, der Handelsverein antwortete, und als Karl seine Liebste nochmals umarmen wollte, und zwar gerade in dem Moment, da das Mädchen mit der Depesche hereinkam, sagte sie mit einer süchtern abwehrenden Bewegung:

„Laß uns erst lesen."

Und sie las: „Fein — fein, solide, mindesten 40 000 Mark wert." Und nun war plötzlich ihr Herz von einer unwiderstehlichen Herzlichkeit erfüllt, sie öffnete ihre weichen Arme und flüsterte:

„Oh, Karl, wie ich dich liebe!"

Und das Glück der beiden schien lückenlos. Doch nein, nicht auf Karls Seite, denn ihn gab der Gedanke nicht frei, wie er eigentlich zu diesem Glück gekommen sein mochte. Margarete zu fragen, schien ihm zu gewagt. Da machten sie eines Tages, nachdem sie soeben ihre Ringe bekommen hatten, einen Spaziergang und kamen schließlich auf den Kirchhof, auf dem sie sich zuerst getroffen hatten. Und plötzlich stand vor ihnen ein Mann mit traurigem Gesicht und mit dem bitteren Zug um den Mund, der das Merkmal unfreiwillig feiernder Schauspieler, Stellung suchender Seminaristen und Kunden werbender Agenten zu sein pflegt, und sagte: „Mein Herr!"

Mit einer Entschuldigung ließ Karl den Arm seiner Braut los und wandte sich an den Fremden. „Sie wünschen?"

„Mein Herr, Sie haben mir meine Zukunft gestohlen. Sie haben sich zwischen mich und Ihre jetzige Verlobte gedrängt, und ihren Brief hin mit dem Erkennungszeichen an der Brust zu einer Begegnung mit ihr geeilt war."

„Und dieses Zeichen war?"

„Eine gelbe Rose."

„Teufel noch mal! Entschuldigen Sie, aber ich bitte unschuldig. Darf ich Sie zu einem Glas Portwein einladen?"

Aus der Welt der Frau.

Liebe und Haß, das sind die tiefsten Gründe unseres Lebens.
Frhr. v. Feuchtersleben.

Ist die Liebe mit im Spiele, hat ja auch ein Mädchen Mut!
Theodor Körner.

Was die Kochkunst alles vermag.

Das klassische Werk der Küchenphilosophie, die „Physiologie des Geschmacks" von Brillat-Savarin, ist heute noch so unveraltet und jugendfrisch, wie vor 100 Jahren, da es zuerst erschien. Das bewiesen die zahlreichen Neuausgaben, unter denen wie als die schönste es gelten muß, die der Dichter Emil Ludwig in neuer Uebersetzung mit den entzückenden alten Holzschnitten im Insel-Verlage herausgegeben hat. Ein einziger Hymnus auf die Kochkunst ist dieses klassische Buch, und unter dem Deckmantel der Wissenschaft verbirgt sich hier und da ein Schelmenwinkel, in dem der geistreiche Verfasser die Welt sieht, ist der Menschheit alles Gute und Schöne durch die Gastronomie geschenkt worden.

In der Reihe der Künste ist die Kochkunst die älteste; sie hat uns „sozial den größten Dienst geleistet, denn erst die Not der Küche hat gelehrt, das Feuer zu brauchen, und erst durch das Feuer hat der Mensch die Natur gebändigt. „Das Geschick der Nationen hängt von ihrer Nahrung ab," denn, so führt Brillat-Savarin aus, „Mahlzeiten sind Bindemittel der Regierungen geworden, und das Geschick der Völker wird bei Banketten entschieden. Das ist weder paradox noch neu, nur einfach Tatsache. Man öffne die Historiker, von Herodot bis auf unsere Zeit, und man wird finden, daß alle großen Ereignisse, sogar die Verschwörungen, bei Tische erdacht, bereitet und beschlossen wurden." Die Kochkunst ist die Wonne des Menschengeschlechts. „Die Entdeckung eines neuen Gerichtes beglückt die Menschheit mehr als die Entdeckung eines neuen Gestirnes."

Die Pflege der Küche verleiht einem Lande Reichtum. Unser „Professor" erzählt von der „Rache der Besiegten" nach den Befreiungskriegen. Während die Franzosen den Alliierten 1500 Millionen Entschädigungen zahlen mußten, stillten die Briten, Germanen, Sybiben usw. ihre Gelüst in Paris. „Bald war die Hauptstadt nur noch ein riesiger Speisesaal. Da sahen sie, diese Barbaringe, aßen bei Restaurateuren und Traiteuren, in Kneipen, Gasthöfen und Tabernen, bis auf die Straße hinaus. Mit Fleisch und Fischen füllten sie sich, mit Wild, mit Trüffeln und Pasteten, vor allem aber mit Krichen." Aus allen Teilen Europas strömen die Fremden zusammen, um nun im Frieden die reizenden Gewohnheiten der Kriegszeit aufzufrischen. „Sie müssen nach Paris, und sind sie dort, so müssen sie auf alle Fälle gut speisen. Brinat man also unseren Staatspapieren einige Gunst entgegen, so danken wir das weniger ihrer guten Verzinsung, als jenem instinktiven Vertrauen, das ein Volk genießt, in dem die Feinschmecker sich wohl befinden."

Schönheit erhält man am besten durch gutes Essen. „Die Feinschmeckerei macht die Augen glänzender, die Haut frischer, die Muskeln straffer. Und wie es gewiß ist, daß, physiologisch, die Erschlaffung der Muskeln jene verruchten Feinde der Schönheit, die Falten erzeugt, ebenso bestimmt kann man sagen, daß, ceteris paribus, Künstler und Kenner des Essens zehn Jahre jünger erscheinen als Dilettanten." Eine vortreffliche Mahlzeit bringt Körper und Seele in eine vollkommene Harmonie. „Physische Wirkung: das Gehirn erfrischt sich, das Antlitz wird heiter, das Kolorit belebt, das Auge glänzend, eine sanfte Wärme durchströmt alle Glieder. Psychische Wirkung: der Geist wird schärfer, die Phantasie spielt, Bonmots tauchen auf und machen die Runde."

Die Feinschmeckerei ist ein Hauptband der Geselligkeit und Freundschaft. „Um ihretwillen macht jeder Wirt die größten Anstrengungen, seine Gäste wohl zu empfangen, um ihretwillen danken die Gäste, da sie sich tlug versorgt fühlten."

Und ebenso ist das Geheimnis am besten aufgebaut auf der Basis einer guten Küche. Die dem Gatten haben dann „zumindest einmal am Tage den angenehmsten Anlaß zur Zusammenkunft; ganz von selbst kommen da die kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen jeder gern sich schmückt, und die Art, wie das häusliche Essen abläuft, trägt viel zum Glück des Lebens bei." Der Gesundheit schadet die gute Küche durchaus nicht, im Gegenteil: der Feinschmecker lebt länger, als der, der sich schlecht nährt: „Im selben Maße nimmt die Sterblichkeit ab, als die Mittel zu reicherer Ernährung zunehmen." Ruhe des Gemüts, guter Schlaf, schöne Träume, verleiht die Göttin Gastero, die zahme Muse, ihren Verehrern: „Dem Erschöpften, der seine Muskeln zu lange angespannt hat, offeriert sie eine gute Suppe, einen feinen Wein, Fleisch und Schlaf"; dem geistigen Arbeiter gut „die Geflügel, Gemüse, Kräuter und Ruhe." Den wahren Gourmand aber versetzt sie in jenen Zustand höchster Seligkeit, da alle anderen Wünsche schweigen. Beim Anblick eines herrlichen Gerichtes „bricht ringsherum auf den Gesichtern der Feinschmecker hervor die völlige Ruhe der Seligkeit."

Hohe Frisuren.

Der Scheitelfrisur, die sich so rasch der allgemeinen Beliebtheit erfreute, ist der Krieg erklärt, sie ist unmodern geworden. Die Haarkünstler, die Schöpfer der modernen Gesichtsumrahmungen, nehmen die hohen Frisuren wieder auf, die leicht nicht zum Vorteil der Damengesichter, aber was modern ist, muß auch getragen werden. Man scheitelt man das Haar nicht mehr in der natürlichen Weise, sondern teilt die vordere Hälfte ab, bringt das Haar nach vorn und bauscht es über der Stirn auf.

Damit ist den Stirnlocken wieder auf neue Gelegenheit zu geben, das Frauengesicht zu schmücken oder zu verunzieren, wie man es nennen will. Wer Eifer lassen sich alle Damen die Stirnlocken schneiden, tragen sie aber nicht mehr, wie es bisher die Mode war, in einzelnen Strähnen herunterhängend, sondern kräuseln und bauschen sie auf. Die Abteilung zwischen der eigentlichen Frisur und der Stirnbedeckung wird durch ein schmales Band angedeutet, das je nach der Gelegenheit, ob der man es trägt, entweder schwarz und einfach oder aber aus Goldmetall hergestellt ist. Große Beliebtheit erfreut sich auch die Perlenkette (namentlich, wenn man eine „besitzen tut". 2. Rd.), die man bei feierlichen Gelegenheiten in das Haar schlingt, und die entschleden ein wenig mit der hohen Frisur auszuöhnen imstande ist. Sie wirkt besonders bei dunklem Haar ganz reizend und pikant, andererseits aber hebt sie das blonde Haar durch den matten Glanz der Perlen und läßt das Leuchten des Haares besonders zur Geltung kommen. In diesem Winter wird man vermutlich die Perlenkette weit weniger auf dem Halse der Schönen erblicken, als vielmehr in ihrem Haar, sie wird hinaufgezogen, so daß sie durch die Wellen des Haares verdeckt ist und erst wieder an einer anderen Stelle zum Vorschein kommt. Auch das Schloß der Kette, das aus blitzenden Steinen besteht, findet bei der Frisur seine Verwendung, indem es aus dem Knoten des Haares aufleuchtet oder aber schräg über der Stirn in dem reichgebrannten Haar seinen Platz gefunden hat.

Der Knoten aus dem Nacken ist verschwunden, das Haar wird straff herausgekämmt oder weil am Hinterkopfe aufgesteckt. Der Knoten ist nicht zu groß und sitzt etwa in der Mitte des Kopfes in der Scheitelhöhe. Auch die Kämme sind in Scheitelhöhe befestigt. Für die Damen, die eine kleine Extravaganz nicht verschmähen, ist es gut, daß man als Halsband ein Stück Chiffon trägt oder aber ein Band, ähnlich wie bei den Sommerhüten, an dem Kamm der Scheitelhöhe befestigt und über das Kinn schlingt. Dieser Chiffon, vor einer Agraffe gehalten, umrahmt das Gesicht sehr kleidsam. Die Farbe des Kinnbandes ist dem Geschmack der Trägerin überlassen und kann ganz und gar vom Kleide abstechend gehalten sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19131005023/fragment/page=0002